

Wiegenlieder in der Dunkelheit

Die albanisch-schweizerische Sängerin Elina Duni verbindet in ihren Songs gesangliche Intimität mit stilistischer Weltoffenheit

UELI BERNAYS

Musik kann manchmal wie eine Behausung sein, wie ein Dach über dem Kopf oder ein warmes Bett. Sie erzeugt heimatliche Gefühle mit ihren Klängen. Und bisweilen berührt sie einen im Innersten durch einen wiegenden Rhythmus und eine sanfte Melodie. Man wird nochmals zu einem Kind, dem Zuversicht und Hoffnung gehören.

Elina Dunis Gesang lebt von solchen Liedern. Eine Gitarre schraffiert mit leichten Akkorden eine Form vor, in deren Intimität sich dann ihre glasklare, warme Stimme verbreitet. Die Schweizer Künstlerin albanischer Herkunft singt mit einer Ruhe und einem vokalen Aplomb, die auf Zuhörer tröstend wirken – ganz gleich, ob es sich um eine elegische Klage handelt oder um ein fröhliches Volkslied. So ähnlich singen doch die Mütter an der Wiege ihrer Neugeborenen?

Das polyglotte Singen

Der Eindruck kommt nicht von ungefähr. Vor zwei Jahren bekam Elina Duni von der Genfer Universität des Cultures den Auftrag, Wiegenlieder aus aller Welt neu zu arrangieren. Die 45-jährige Sängerin war von dieser Aufgabe so fasziniert, dass diese auch die Arbeit an ihrem neuen Album «Reaching for the Moon» inspiriert habe. Sie hat es zusammen mit dem britischen Gitarristen Rob Luft eingespielt, ihrem Duo- und Lebenspartner.

Tatsächlich finden sich auf dem Album drei Wiegenlieder: «Leili Lulaby» der persischen Sängerin Mahsa Vahdat, «Les Berceaux» von Gabriel Fauré und Krzysztof Komeda «Sleep Safe and Warm». Die Titel sind charakteristisch für Dunis stilistische und sprachliche Beweglichkeit. Neben Albanisch spricht und singt sie längst auch auf Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch.

Das sprachliche Können wiederum hat viel mit ihrem nomadisierenden Lebensstil zu tun. Während der Corona-Krise lebte sie monatelang in Ägypten, später wohnte sie mit ihrem Partner Rob Luft für zweieinhalb Jahre in London. Unterdessen ist sie in die Schweiz zurückgekehrt, wo sie zwischen Genf, Basel und Zürich pendelt. Da passt



Elina Duni will mit ihren Liedern Brücken bauen.

DAY MARTINS

es auch, dass das Gespräch mit ihr in einem Zürcher Bahnhofrestaurant stattfindet – kurz bevor sie für ein Konzert nach Innsbruck fährt.

Gerne möchte man nun in Erfahrung bringen, welche Lieder die Sängerin in der Wiege zu hören bekam. Aber eine klare Antwort darauf gibt es nicht. Die Grosseltern hätten bisweilen gesungen,

die Eltern hingegen vielmehr geschrieben. Als Tochter eines Filmregisseur-Vaters und einer Schriftstellerin-Mutter träumt Elina Duni bis heute von einem eigenen Roman; seit ihrer Kindheit habe sie überdies Gedichte verfasst. Sie habe auch viel gelesen, doch bedeutender als die Bücher sei für sie zunächst das Fernsehen gewesen: «Ich

habe immer wieder vor dem Fernseher getanzt und die Lieder der Kindersendungen mitgesungen.»

Erfahrung der Einsamkeit

Die Familie Duni gehörte in Albanien zur gehobenen Dissidenz – vom Regime nicht wirklich verfolgt, aber doch schikaniert, weil der intellektuelle Grossvater die diktatorische Macht öffentlich zu kritisieren gewagt hatte; er wurde zum Zigarettenverkauf verdammt. Die Eltern unterhielten Beziehungen zu verschiedenen albanischen Künstlern. Einer entdeckte und förderte dann das Gesangstalent der kleinen Elina. Sie machte mit bei einem Gesangswettbewerb und war schwer enttäuscht, als sie bloss den dritten Platz belegte. Dennoch sei sie in Albanien bald als eine Art Kinderstar gehandelt worden. Sie habe diese Jahre genossen, die Aufmerksamkeit, ihre vielen Freundschaften und das Spielen auf der Strasse.

Albanien war für das Mädchen das schönste Land der Welt. Mehr kannte es ja auch nicht. Das aber änderte sich 1991 schlagartig. Mit zehn Jahren fand sich Elina Duni plötzlich in einer putzigen Schweizer Kleinstadt wieder. Die Lehrer glaubten hier stets ein mitleidiges Lächeln aufsetzen zu müssen, wenn sie mit dem Mädchen aus dem armen Albanien in einer Sprache kommunizierten, das es nicht verstand. Ganz zu schweigen von den Mitschülerinnen und Mitschülern, die das Interesse an der schweigsamen Fremden rasch verloren. «Ich lernte etwas kennen, das ich unterdessen immer wieder brauche für mich, das man in Albanien aber nie zulässt: Einsamkeit!»

Was war geschehen? Nach der Trennung vom Vater hatte sich die Mutter auf einer Reise in einen Schweizer verliebt. So kam sie mit ihrer Tochter zuerst nach Luzern. Später aber zog die Familie weiter nach Genf, wo es der Tochter gleich viel besser gefiel: «Hier fand ich Freundinnen aus Portugal, aus arabischen Ländern, aus Frankreich.» Deshalb sei ihr die Integration hier viel leichter gefallen. Auch Französisch habe sie in kurzer Zeit gelernt.

Die positiven Erfahrungen in der durchmischten sozialen Umgebung sind in die weltläufige und polystilistische Musikalität eingegangen, die Du-

nis Musik heute prägt. Ihre professionelle Ausbildung aber erhielt Duni an der Jazzschule Bern. «Jazz empfand ich immer als eine sehr sensuelle und offene Ausdrucksweise, was mir bis heute entspricht.» Dass ihr die Jazzimprovisation wichtig ist, beweist auf dem neuen Album der Scatgesang über den Ornette-Coleman-Klassiker «Lonely Woman». Live versuche sie überdies, ihre Lieder frei und spontan zu gestalten.

Als sie nach dem Studium albanische Volkslieder zu singen begann, ging es ihr weniger um nostalgische Gefühle oder kulturelle Identität als um stilistische Vielfalt und um die Abgrenzung von andern Jazzsängerinnen. Sie sei aus einer gewissen Distanz an das albanische Liedgut herangetreten, das jahrzehntelang vom kommunistischen Regime missbraucht worden sei. Die Jazzästhetik aber half ihr, die Melodien neu zu gestalten und von propagandistischem Ballast zu befreien. «Dank dir haben wir diese Songs kennengelernt», versicherten ihr junge Albaner. «Du hast uns diese Lieder zurückgegeben», sagten ihr ehemalige Regimegegner.

Geschichten erzählen

Die albanische Kultur hat Elina Duni nicht nur musikalisch bereichert, sondern auch ideell inspiriert. Als Sängerin wolle sie Brücken bauen und Geschichten erzählen, sagt sie. «Geschichten erzählen – das ist das Wichtigste, auch wenn man nicht alles versteht.» Und woher weiss sie das? Aus der albanischen Geschichte! «Es gab lange keine albanische Schriftkultur. Dass sich Albanien gegen die osmanische Übermacht behaupten konnte, lag letztlich an den Legenden und Märchen, die sich die Albaner über Generationen weitererzählten.»

Aber beim Albanischen ist Elina Duni nicht stehengeblieben. Mit ihrer üppigen Stimme, die über die Harmonien und den Rhythmus hinwegschwebt, hat sie einerseits ihren ganz persönlichen Gesangsstil entwickelt. Zusammen mit Rob Luft aber befindet sie sich auf einer kosmopolitischen Mission, die sie in verschiedenste Musiktraditionen führt. Und so breitet sich ihr Repertoire aus wie zwei Hände, bereit zur Umarmung.

Er belauscht sich mit dem Smartphone

Der israelische Pianist Boris Giltburg ringt selbstkritisch um jedes Detail. Das macht seine Rachmaninow-Interpretationen zu einem Glücksfall

DOROTHEA WALCHSHÄUSL

Ein bisschen Glück gehört dazu, damit sich der Zauber ereignet. Doch wenn es passiert, beginnen Boris Giltburgs Gedanken zu schweben. «Ich kann das nicht gezielt herbeiführen», sagt der israelische Pianist. «Aber ich erlebe am Klavier manchmal Momente, in denen ich die Zeit nicht mehr wahrnehme und den Raum um mich herum. Gleichzeitig bin ich dabei extrem präsent. Es ist fast, als würde mein Gehirn auf Wanderschaft gehen und als könnte ich den Fluss der Gedanken strömen sehen. Das ist extrem spannend.» Diesen Flow-Zustand erreicht Giltburg ausschliesslich am Klavier, auch deshalb sehnt er jede Minute herbei, die er an den Tasten verbringen kann. Die Musik wurde dem Künstler bereits in die Wiege gelegt. 1984 kam er in Moskau auf die Welt, seine Mutter war Klavierlehrerin und der Klang des Instruments allgegenwärtig im Haus.

Dennoch musste Giltburg seine Eltern erst überzeugen, ihn Klavier lernen zu lassen. «Ich habe mit vier Jahren Emil Gilels im Fernsehen gesehen und gesagt: «So ein Klavier und so einen Stuhl wie der will ich auch haben!», erzählte Giltburg. Doch seine Mutter habe gewusst, was das für ein schwieriges Leben sein könne als Pianist. Interessiert hat ihn das wenig. «Ich habe das Kla-

vier vom ersten Moment an geliebt und meine Mutter so lange genervt, bis sie endlich nachgegeben hat.»

Einer, der das Üben liebt

Als er fünf Jahre alt war, zog die Familie nach Tel Aviv. Spätestens nachdem er 2013 den prestigeträchtigen Queen-Elisabeth-Wettbewerb in Brüssel gewonnen hatte, nahm seine internationale Karriere Fahrt auf. Seither konzertiert er mit führenden Orchestern und tritt auch solistisch in den grossen Konzertsälen auf.

Im Gespräch zeigt sich Giltburg als ausgesprochen demütiger und suchender Zeitgenosse, der die Welt mit Neugierde und wenigem Geist erkundet, oft nach Worten ringt und dessen Gedanken nur selten zur Ruhe kommen. Sitzt Giltburg nicht am Klavier, übersetzt er Kurzgeschichten aus dem Hebräischen ins Englische, macht als passionierter Amateurfotograf ausdrucksstarke Schwarz-Weiss-Bilder oder unternimmt lange Wanderungen.

Seine musikalische Arbeit dagegen geschieht ausschliesslich an den Tasten. «Am Klavier bekomme ich meine Ideen, und während ich übe, gehe ich mit dem Komponisten hochkonzentriert in einen Dialog. Deshalb liebe ich das Üben so sehr.» Erarbeitet er sich ein neues Stück, versucht er sich von existierenden Les-

arten freizumachen und so nah wie möglich an der Partitur zu bleiben. Sobald er das Stück technisch beherrscht, holt er sein Smartphone heraus und nimmt sich selbst auf, teilweise Takt für Takt, immer und immer wieder.

«So bekomme ich unmittelbar Feedback. Ich nehme mich auf, höre mich an, vergleiche mein Spiel mit der Partitur und denke darüber nach, was noch nicht funktioniert an Klang, Phrasierung, Tempo. Und dann beginne ich von vorn.» Zuhören und auf Distanz gehen – das sind für Giltburg die Schlüssel, er selbst spricht von einer Art «Algorithmus».

Bei aller Subjektivität gehe es bei grossen Komponisten ebenso wie bei Schriftstellern letztlich immer um universelle Emotionen und Wahrheiten. «Die Noten sind nur der erste Schritt, wie die Wörter. Aber was dann dahintersteht, ist subjektiv und objektiv zugleich. Nur deshalb gibt es ja Interpretationen», sagt Giltburg. Das sei wie bei einem Text von Shakespeare. «Jeder kann das lesen, aber nur wenige so, dass man etwas Tiefes und Wahres empfindet.»

Das aber ist sein grosses Ziel beim Musizieren. «Klingt das wahr?» – für den Wissenschaftler an den Tasten ist die Beantwortung dieser Frage der «Lackmustest», wie er sagt. «Letztlich muss ein Stück im Moment des Spiels derart überzeugend klingen, dass es für den Inter-

preten und für seine Zuhörer zumindest für diesen Augenblick die einzige Wahrheit ist. Wenn man selbst zu viel zweifelt, spürt dies das Publikum.» Es ist ein langer Weg, bis Giltburg hadernd und selbstkritisch zu einem ihn derart überzeugenden Ergebnis gelangt. Erlebt man ihn dann am Klavier, ist seine akribische Auseinandersetzung mit jedem Ton und jeder Wendung spürbar.

Gegen den Dünkel

Auch wenn Giltburg nur wenige Jahre seiner Kindheit in Russland verbracht hat und ihm das heutige Land – auch angesichts der politischen Lage – «ganz fremd» erscheint, spürt er in sich eine tiefe Beziehung zur russischen Kultur. «Ich weiss nicht, ob das daran liegt, dass ich dort geboren wurde. Aber meine Verbindung zur russischen Musik, Poesie und Sprache ist absolut intuitiv.» Kein Komponist ist Giltburg dabei derart nahe wie Sergei Rachmaninow.

Sieben Alben hat er bereits mit diesen Werken eingespielt, jüngst ist eine Aufnahme mit Solostücken und Nocturnes erschienen. Umso schmerzhafter empfindet er es, dass Rachmaninow bis heute oft missverstanden werde. «In manchen musikwissenschaftlichen Kreisen gibt es ja immer noch die Diskussion, ob er ein ernstzunehmender Kom-

ponist sei. Und bis heute wird Adorno zitiert, der Rachmaninows Klavierkonzerte als «Kitsch, der sich als Kunst ausgibt» bezeichnet hat. Ich finde das ganz schlimm», sagt Giltburg. Natürlich sei Rachmaninows Musik voller Emotionen. «Aber wenn man seine Partituren genau betrachtet, steckt dahinter ein unglaublich scharfer Intellekt.» Darin eröffne sich eine Klangwelt, die zwar sehr berührend sei, «aber eben keine schmalzige Hollywood-Musik».

Seine eigenen Einspielungen der Werke spiegeln exakt diese unsentimentale und wohlthuend entschlackte Sichtweise wider. Die Musik erreicht dadurch eine geradezu existenzielle Tiefe und Farbigkeit, die für sich spricht. In unzähligen Stunden am Klavier hat Giltburg um diese Interpretation gerungen und dabei auch immer wieder die besagten Glücksmomente erlebt, in denen die Musik in einen Flow gerät – und er mit ihr. Das Instrument, das ihn schon als Kind in den Bann gezogen hat, ist für Giltburg auch über drei Jahrzehnte später noch jener Ort, an dem er sich sofort «wohl und sicher» fühlt. «Bis heute ist das mein Lieblingsplatz auf der Welt, wenn ich an den Tasten sitze.»

Sergei Rachmaninow: Morceaux de Fantaisie op. 3, Morceaux de Salon op. 10, Nocturnes u. a. Boris Giltburg (Klavier). Naxos.